

Wolfgang Altgeld

Vorlesung

Europäische Geschichte zwischen  
den Weltkriegen  
1918 bis 1941

[minifanal.de](http://minifanal.de)

Wolfgang Altgeld:  
Vorlesung Europäische Geschichte zwischen den Weltkriegen  
1918 bis 1941

ISBN 978-3-95421-021-3

1. Auflage 2013

2., überarbeitete Auflage 2015

Verlag: minifanal

[www.minifanal.de](http://www.minifanal.de)

Herausgeber:

© Dirk Friedrich

Dorfstr. 57a, 53125 Bonn

Alle Rechte vorbehalten

Covergestaltung: Marian Jaworski ([marianjaworski.de](http://marianjaworski.de))

# Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	5
<b>1. Vorlesung</b>	
Zur Einführung.....	7
<b>2. Vorlesung</b>	
Der „Große Krieg“ im europäischen Bewusstsein der Zwischenkriegszeit.....	17
<b>3. Vorlesung</b>	
Grundprobleme der europäischen internationalen Neuordnung nach dem „Großen Krieg“ .....	36
<b>4. Vorlesung</b>	
Die bolschewistische Revolutionswelle 1918 bis 1921.....	90
<b>5. Vorlesung</b>	
Gegenrevolution und Revolution von Rechts 1919 bis 1923.....	116
<b>6. Vorlesung</b>	
Die liberal-demokratischen Systeme nach dem Ersten Weltkrieg.....	149
<b>7. Vorlesung</b>	
Wirtschafts-, finanz- und sozialpolitische Probleme der europäischen Nachkriegszeit.....	171
<b>8. Vorlesung</b>	
Grundzüge der „großen Politik“ 1924-1929.....	185
<b>9. Vorlesung</b>	
Die Anfänge des modernen technisierten Alltags.....	232
<b>10. Vorlesung</b>	
Die Weltwirtschaftskrise als europäische Katastrophe.....	271
<b>11. Vorlesung</b>	
Die sogenannte Machtergreifung der NSDAP im Deutschen Reich als Wendepunkt der Geschichte Europas.....	293
<b>12. Vorlesung</b>	
Faschismus und Antifaschismus im Europa der 1930er Jahre.....	328

### **13. Vorlesung**

Italien, Deutschland, Großbritannien:.....351

### **14. Vorlesung**

Der nationalsozialistische deutsche Krieg als Rassenkrieg.....387

**Literatur** zur selbst ausgewählten begleitenden Lektüre.....400

**Namensregister**.....402

## Vorwort

Vorlesungen waren in der allerlängsten Zeit der europäischen Universitätsgeschichte die entscheidende Form fachlicher Wissensvermittlung, sie sind heutzutage nur mehr eine Darbietungsform unter anderen, von vielen Beteiligten im gegenwärtigen universitären Getriebe gering geschätzt oder auch abgelehnt wegen der mannigfachen Konkurrenz anderer Vermittlungswege. Sie haben aber gleichwohl ein Publikum, welches zuhörend zu lernen und zu verstehen vermag, möglicherweise auch angezogen durch hier eher als sonst dem Dozenten mögliche Spontanität in Exkursen, Erläuterungen, Zuspitzungen, wie sie in wohlgestalteten gedruckten Texten gerade vermieden und etwa in Seminaren programmgemäß diszipliniert wird.

Nicht alle vorlesenden Dozenten tragen aufgrund eines durchgeschriebenen Textes vor, manche wie ich tun das aber bewusst trotz des erheblichen Zeitaufwandes. Spreche ich jetzt nur über meine Motive, dann sollten mich die Verschriftlichungen zu einem genauen Durchdenken von Themen- und Unterthemenwahl und ihnen genügenden Argumentationslinien, zur verständlichen Gewichtung meiner Präferenzen in Bezug auf den Faktor Zeit, nicht zuletzt zur Genauigkeit in Bezug auf die vorgestellten Fakten und Daten zwingen: Das alles aufgrund eigener studentischer Erfahrung schlecht wirkender und ganz hervorragender, nach vierzig Jahren mir noch stets erinnerlicher Vorlesungen meiner fast sämtlich längst verstummten akademischen Lehrer. Das aber auch aufgrund vielfachen und fortwährenden Erleidens sogenannter freier Vorträge in Seminaren, deren sachlichen und sprachlichen Scheiterns.

In diesem Sinne, begrenzt und zugleich weit, hat mir das Lehrangebot Vorlesung im Ensemble aller Angebote doch das größte Vergnügen bereitet, verhältnismäßig frei als Konstrukteur und Interpret eines geschichtlichen Themas, ermächtigt, eine ganze Serie von Vorträgen anzubieten, genau meine Schweise und meine Sicht vorzustellen, aber diese auch geprüft zu wissen.

Vorlesungstexte sind keine Buchtexte, sie sind ein eigenes Genre, eben für das zusammenhängende und zweckgenaue Reden und Hören bestimmt, also eigentlich nicht für den Druck. Diese Texte müssen ohne die ja unbedingt variablen Momente im Vorlesungsverlauf auskommen: ausgewählte Bilder, Karten, Statistiken „an der Wand“, die erhellenden Anekdoten, die Exkurse in Reaktion auf die Aufnahmefähigkeit der Hörerschaft. Sie werden selbstverständlich nicht „verfußnotet“: Wie wäre das denn vorzutragen? Einmal geschrieben,

wird der Text vor der erneuten Präsentation in einer anderen Studentengeneration in Bezug auf den neueren Forschungsstand überarbeitet, aber zugleich, das ist meine Erfahrung, beständig gekürzt, weil Konzentrationsfähigkeit und hörende Lernbereitschaft ersichtlich beständig abnehmen. So getextete Vorlesungen sind des Weiteren keine Bücher, weil sie unter großem Zeitdruck geschrieben werden: Jeder geisteswissenschaftlich Studierende kann wissen, was es bedeutet, Woche um Woche neben all den anderen Lehrvorbereitungen und zahlreichen sonstigen Pflichten ungefähr 20 bis 25 Seiten Text brauchbar: vortragbar zu verfassen. Deshalb ist es auch nicht ratsam, Vorlesungen allzu atemlos in sozusagen klassische, auf herkömmliche Weise verlegte und vertriebene Bücher zu transformieren, wie das immer häufiger riskiert wird. Manchmal gelingt das zufriedenstellend, häufiger nicht, im letzteren Falle ärgern vorlesungstypische und -nötige Zuspitzungen als Undifferenziertheit, eigentümliche Schwerpunktsetzungen als Unausgewogenheit, fehlende Verfußnotung als Unbelegtheit und so fort.

Die von mir nun gegen Ende meines Berufslebens angebotene Form der lesenden Zugänglichkeit kommt demgegenüber ohne fundamentale Bearbeitungen aus, dies sowohl im online-Angebot als auch in dessen gedruckter Ausgabe. Sie versteht sich als Antwort auf gelegentliche Nachfragen aus meiner Hörerschaft im Verlauf eines ungefähren Vierteljahrhunderts, sie gilt den jungen und älteren Hörern meiner Vorlesungen in Karlsruhe, Mainz und Würzburg, einigen tausend Studenten der Neuesten Geschichte - und natürlich der Neugier mir Unbekannter. Ich verbinde das mit großem Dank für oft vieljährige Teilnahmen, herausfordernde Fragen, wichtige Anregungen. In den nächsten Jahren werden so alle Vorlesungen zugänglich mit dem Schrumpfen meines restlichen Veranstaltungsprogramms, dazu Sammlungen unveröffentlichter Vorträge. Schließlich bitte ich um Verständnis dafür, die Verwertungsrechte in der online-Einstellung (und in deren auf Bestellung gedruckter Präsentation) als eine Art Aufwandsentschädigung an einen meiner Doktoranden übertragen zu haben, indem ich die trotz aller Schlichtheit doch erheblichen technischen und organisatorischen Arbeiten in meiner weiterhin spärlichen Freizeit selbst nicht leisten kann und durch meine universitären Mitarbeiter nicht erledigen lassen darf und will. Klar gesagt, es fließen mir und meinem privaten Umfeld keinerlei Einnahmen zu.

Wolfgang Altgeld

# 1. Vorlesung

## Zur Einführung

Am Beginn einer Vorlesung ist es nötig, einige allgemeine Erwägungen zum Thema anzustellen und insbesondere jene Perspektiven zu erläutern, die der Vortragende entwickeln will. Das mag Missverständnisse und damit Missvergnügen vermeiden helfen, indem die Hörenden noch vor längerer Teilnahme halbwegs begründet entscheiden können, ob sie ihre Interessen in denen des Vorlesenden aufgehoben finden.

Lassen Sie mich zu einer ersten Verständigung über meine Auffassungen und Absichten einmal ganz kurz auf zwei Publikationen hinweisen, welche ich Ihnen trotz folgender Bemerkungen sehr zur begleitenden Lektüre empfehlen möchte. Zum einen auf Herrmann Gramls nun schon wieder ältere, zuerst 1969 erschienene Darstellung: *Europa zwischen den Weltkriegen*. Der renommierte Historiker vom Münchener Institut für Zeitgeschichte hat unter diesem Titel ausschließlich die Geschichte der internationalen Beziehungen, vorzugsweise die Außenpolitik der größeren europäischen Mächte von 1919 bis 1939 behandelt, selbstverständlich mit Berücksichtigung der wichtigsten weltpolitischen Faktoren und Entwicklungen. Zum anderen beziehe ich mich auf den zehn Jahre später, 1979, erschienenen 7. Band des *Handbuchs der Europäischen Geschichte*, wobei ich zunächst die durchgreifenden gesamteuropäischen Problemen nachgehende, großartige Einführung Theodor Schieders hier unbeachtet lasse. Also abgesehen von dieser Einführung reihen sich da Geschichten einzelner Staaten bzw. Staatengruppen aneinander: Großbritannien, Frankreich ... Beneluxstaaten und sofort. Viele von Ihnen werden diese Konzeption kennen, aus diesem nützlichen Werk oder vielleicht auch aus ähnlich aufgebauten Sammelwerken.

Nun, in meiner Sicht ist eine Geschichte Europas zwischen den Weltkriegen etwas anderes, ist mehr als die Geschichte der Beziehungen zwischen den europäischen Staaten. Und in dieser Doppelvorlesung machen die außenpolitischen Verhältnisse sicherlich nur einen Teil aus. Andererseits kann ich die europäische Geschichte der Zwischenkriegszeit nicht als Summe nacheinander erzählter Staatengeschichten vorstellen. Das wäre zwar ein recht bequemes Gliederungsprinzip: nächste Woche Großbritannien, in vierzehn Tagen Frankreich und immer so weiter und die Synthese entstände gleichsam von selbst in

Ihren Köpfen. Eher werde ich versuchen, dem Ansatz des eben schon genannten Theodor Schieder (Einleitung zum 7. Band des Handbuchs der Europäischen Geschichte) zu folgen und mit Ihnen in wechselnden Perspektiven allgemeuropäische Probleme dieser Zeit zu untersuchen, auch wenn auf dieser höheren Ebene gröbere Linien verfolgt, viele nationalgeschichtlich höchst bedeutsam und an sich interessante Forschungsergebnisse vernachlässigt werden müssen: Europäische Geschichte – das ist auch mehr als die Summe aller Staaten- und Nationalgeschichten. Gunther Mai hat dies in seiner Geschichte Europas zwischen den Weltkriegen jetzt musterhaft vorgeführt. Unsere Vorlesung setzt allerdings noch andere Schwerpunkte und Akzente und folgt auch insgesamt einer eigenen Strukturierung des Themas. Was das für das Inhaltsverzeichnis der Vorlesung heißt, sage ich Ihnen für dieses Semester zum Schluss unserer heutigen einführenden Veranstaltung, die ich übrigens nicht über Gebühr ausdehnen will.

Europa – der Begriff geht letztendlich wohl auf ein phönizisches Wort zurück: dunkel, düster, dämmernd, übertragen dann: Land gegen Abend hin, Abendland, Westen. Geographen der späteren Antike meinten mit Europa lediglich Griechenland und sein Hinterland zwischen den Küsten der Adria und des Schwarzen Meeres. Und es hat noch sehr lange, bis in das Zeitalter der europäischen Entdeckung der Welt hinein gedauert, dass sich Europa neben dem Begriff Abendland, lateinisch „occidens“: „die Länder im Westen“, zur Bezeichnung dieses äußersten Anhängsels der gewaltigen eurasischen Landmasse etablieren konnte. Bis dahin, im Weltbild des christlichen Mittelalters genügte es ja auch, zwischen Abendland und Morgenland, Okzident und Orient und so zwischen christlich-katholischer und heidnischer bzw. ketzerisch-orthodoxer Welt zu unterscheiden – und gelegentlich dazwischen noch ein „Afrika“ einzuschieben, jenseits der Küsten völlig unbekannt, Raum für Fabeln und groteske Phantasien.

Aber Europa ist sodann und bis heute hin keineswegs ein bloßer geographischer Begriff geworden, ein für allemal kartographisch festgelegt zur Umgrenzung eines unveränderlich gedachten Großraums. Der Begriff ist wie der lange einwechselbare Begriff „Abendland“ mit weltanschaulichen Inhalten angefüllt, welche seinen geographischen Inhalt mitbestimmen, so wie umgekehrt seine geographische Bedeutung in verschiedenen historischen Situationen als inhaltlicher Auftrag verstanden werden konnte und wird – kann auch heißen: pro-



pagiert wurde und wird. Europa, das ist also ein geschichtlicher, sich wandelnder Begriff. Bei dem bis in die Neuzeit zur Definition desselben Raums vorherrschenden Begriff „Abendland“ wird das heutzutage nur leichter eingesehen – wie mir scheint, weil er so sehr außer Gebrauch gekommen und gerade deshalb in seiner nicht-geographischen geschichtlichen Verhaftung erkannt werden kann. Russland ist erst seit Peter dem Großen allmählich und dann geographisch recht willkürlich bis zum Ural in die Vorstellung von Europa aufgenommen worden, aber mit andauerndem abwehrendem Unbehagen wegen der so gesehenen „asiatischen“ Abgründe unter einem dünnen „europäischen“ Firnis. Und dann wird es mit der bolschewistischen Revolution von 1917 wieder von den meisten gebildeten Europäern zwischen Großbritannien und Polen nach Asien ausgewiesen! Lesen Sie das einmal bei prominenten französischen und englischen Autoren wie André Gide oder Arnold Toynbee nach, meinerwegen auch in Oswald Spenglers Bestseller von 1933, *Jahre der Entscheidung*. Ernst Noltes im sogenannten „Historikerstreit“ Mitte der 1980er Jahre so heftig umstrittene These, der Nationalsozialismus sei als Teil der europäischen Reaktion auf die „asiatische Tat“ der bolschewistischen Revolution und Schreckenherrschaft zu begreifen, wurzelt noch in solchen Traditionen der Zwischenkriegszeit. Und dann, kurz nach Ende des Zweiten Weltkriegs, fiel noch ein „eiserner Vorhang“ durch Europa. Auf unserer westeuropäischen Seite schien sich der Begriff von Europa nunmehr auf den des christlichen Abendlandes im früheren Mittelalter zurückzuziehen. Selbstverständlich sagten wir EWG und EG und ‚Europäisches Parlament‘ und stifteten den ‚Karlspreis‘ in Aachen. Indessen forderten auf der anderen, der östlichen Seite des „eisernen Vorhangs“ Intellektuelle, die genug hatten von sowjetischer Unterdrückung, Kommunismus und Kollaboration, das »Zurück nach Europa«, die Ablösung von Asien also, so der nachher mit dem „Friedenspreis des Deutschen Buchhandels“ ausgezeichnete ungarische Philosoph György Konrad in den späten siebziger Jahren des Zwanzigsten Jahrhunderts.

Aber man findet diese geschichtlichen Variationen der Vorstellung von Europa ja nicht nur im natürlich besonders problematischen Gegenüber von Europa und Asien. Für die allermeisten Briten bedeutete Europa bis in die jüngste Vergangenheit den Kontinent: die Insel gehörte in ihrer Sicht im Grunde weniger zu diesem Europa als vielmehr zu einer weltumspannenden maritimen Gemeinschaft, zum Commonwealth. Umgekehrt hörte ich reformfreudige

Moskauer Russen zur Diskreditierung der Gegner Jelzins und nach ihm Putins von den asiatischen „Schlitzaugen“ reden, und in Oberitalien wurde die Abweisung der Südtaliener und besonders der Sizilianer als „Nordafrikaner“ in den 90er Jahren auch unmittelbar politisch wirksam.

Wenn wir nach einem generalisierenden Obertitel für das suchen, was die geschichtliche Vorstellung Europa ausmacht, so fällt mir ein: Einheit in der Vielheit, oder noch besser: Einheit in vielfältigen Gegensätzen, ja schließlich: Einheit im beständigen Antagonismus. Eine politische Raumeinheit ist dieses Europa nur im ersten Anfang seiner Geschichte unter der Herrschaft Roms gewesen, und das, wie bekannt, nur zu einem Teil, nämlich ungefähr südlich einer Diagonale von der britischen Insel bis an die Mündung der Donau. Mit der Zerstörung des westlichen römischen Reichs in den Jahrhunderten der Völkerwanderung sind auch die Bedingungen dieser einmaligen Zusammenfassung bis zur Moderne verschwunden: nämlich die einzigartige militärorganisatorische und bürokratische sowie technologische Kapazität des antiken Roms zur wenigstens rudimentären Verbindung eines Großraums. Das mittelalterliche Kaisertum erst der Franken, dann der Deutschen mochte sich in diese antike römische Tradition stellen: so besonders unter dem Begründer Karl dem Großen, dann unter Otto III. und Heinrich VI., aber wir wissen ja, dass auch deren Versuche, solchen Anspruch politisch durchzusetzen rasch weitläufig scheitern mussten.

Denn die natürlichen Raumbedingungen, die auffällige starke Gliederung der Landschaften Europas durch Gebirge und Flussläufe und sehr unterschiedliche Klima- und Vegetationszonen begünstigen grundsätzlich in der bisherigen Geschichte nicht Entstehung und Dauerhaftigkeit großer Herrschaftsgebilde, sondern regionale Herrschaftszentren. Und diese natürlichen Raumbedingungen sind durch das weit ins Mittelalter hinein andauernde Eindringen immer neuer Volksstämme, durch deren Aufsplitterung und Durchkreuzungen mit vorgefundenen Bevölkerungen, schließlich durch Rückwanderungen von West nach Ost wesentlich verstärkt worden, so wie umgekehrt die natürlichen Raumbedingungen das eigenständige Überleben und damit zugleich das enge Bei- und Ineinander verschiedener Völkerschaften wesentlich begünstigt haben. Zum Problem ist das erst in der Epoche des politischen Nationalismus geworden und mit den schlimmen Konsequenzen dieser Problematisierung in der Zwischenweltkriegszeit werden wir uns ja weiterhin beschäftigen. Für jetzt

nur so viel: Zur Zeit der Pariser Verträge 1919/1920 haben Fachleute ausgerechnet, dass man über 140 Nationalstaaten in Europa haben würde, wollte man jeder identifizierbaren Kultur- und/oder Volksnation einen eigenen Staat zugestehen. Und ein französischer Historiker ist kürzlich immer noch auf die Zahl von 120 gekommen. Wir haben ja nur geglaubt, dass diese nationale Vielheit durch die minderheitenfeindliche Politik der großen Nationalstaaten, durch entsetzliche Vertreibungen, endlich durch die nivellierenden Wirkungen moderner Massenkommunikation planiert worden sei. Und wir haben gelernt, dass es doch keine Jugoslawen gibt, sondern Serben und Kroaten, Slowenen und Bosniaken; keine Spanier, sondern Zentralspanier, Katalonen und Basken; keine Briten, sondern Briten, Schotten und Waliser.

Also Vielheit im Politischen und Vielheit im Nationalen, das heißt des Weiteren: Vielheit im Sozialen und Kulturellen: Pluralität und Konkurrenz sind auch hierbei das erste fundamentale geschichtliche Merkmal des Europäischen. Von alters her städtisch geprägte Regionen dicht bei agrarischen; bourgeoise neben feudalen Verfassungen bis an die Schwelle unserer Zeitgeschichte; älteste hochkulturelle Gesellschaften neben solchen, welche erst in neueren Zeiten zur weiteren Ausprägung volkskultureller Identität gelangt sind; wechselnde Zentren modernisierender Dynamik neben lange oder dauernd statischen, verhältnismäßig zurückbleibenden Zonen. Vielleicht wird die konkurrierende, ja antagonistische, oft genug gewaltsam agonale Struktur des Europäischen nirgends sichtbarer als gerade dort, wo das Wir der Europäer am ehesten erfahrbar geworden ist: gegenüber der Welt, zuerst gegenüber der Welt des Islam in den beiden Jahrhunderten der Kreuzzüge und dann viel mehr noch und länger im Prozess der Entdeckungen, Besiedlung oder Durchdringung oder Kolonisierung der anderen Kontinente, im Prozess der Europäisierung der Welt.

Gewiss, zuerst gründete dieser allerdings sehr langwierige globale Siegeszug Europas in spezifisch europäischen waffen- und schiffbautechnischen Innovationen der frühen Neuzeit, dann im beständigen demographischen Überdruck dieses kleinen Kontinents, wie neuerdings sowohl Fernand Braudel und Paul A. Kennedy wie Wolfgang J. Mommsen betont haben – in einem beständigen demographischen Wachstum seit dem hohen Mittelalter übrigens, welches den europäischen Anteil an der Weltbevölkerung auf dem Höhepunkt um 1900 bei 18% hat anlangen lassen; seither ist dieser Anteil immer schneller ab-

gesunken und jetzt bei weniger als 10% angekommen. Aber die Dynamik dieses europäischen Weltprozesses hat doch in der langen Dauer ihren tiefsten Grund in der agonalen Vielheit der europäischen Staatenwelt, Gesellschafts- und Kulturformen – im Wettlauf der „Händler und Helden“ und Erfinder und Organisatoren, wie man in Abwandlung der Schlagworte des deutschen Soziologen und Historikers Werner Sombart wohl sagen kann. Den Höhepunkt dieses Wettlaufs sehen wir im Imperialismus dieses knappen halben Jahrhunderts vor dem Ersten Weltkrieg, als es in Konkurrenz der alten europäischen Kolonialstaaten und der neuen Mächte um die noch „freien“ Räume dieser Welt ging, um die Krone des „stolzen Turms“, so Barbara Tuchman: In diesem Augenblick hat Europa seine weiteste Ausdehnung in der Welt erreicht. 20% der nicht-europäischen Weltbevölkerung lebten in europäischen Kolonien, weitere 10% in europäisch zivilisierten überseeischen Ländern. Die Kolonialmächte kontrollierten nahezu zwei Drittel des Weltfestlands. Aber auf diesem Höhepunkt der „Herrlichkeit Europas“ (Fernand Braudel) schärfen die Konflikte Europas in der Welt die europäischen Sprengsätze, deren Explosion die Agonie des alten Europas und der Macht seiner Mächte in der Welt eingeleitet, oder sagen wir lieber: beschleunigt hat. Ich komme gleich auf diese Umbruchsituation zurück. Halten wir hier nochmals fest: die Vielheit und darüber die Konkurrenz und der scharfe Konflikt: das gehört zum geschichtlichen Vorstellungsgehalt von Europa.

Aber genauso auch die Einheit – und das ist das andere fundamentale Merkmal der einen europäischen Geschichte, welches angesichts der Verengungen des europäischen Bewusstseins in der Blütezeit des Nationalismus und der europäischen Selbstzerfleischungen in zwei Weltkriegen oft zu gering geschätzt wird, aber in seiner Bedeutung für die lange europäische Geschichte gar nicht überschätzt werden kann. Ein französischer Historiker hat dieses Merkmal der Einheit mit einem Orchester verglichen und ich male das Bild noch ein wenig weiter aus: unterschiedliche Temperamente unterschiedlicher Menschen mit verschiedenen Instrumenten. Aber es gibt Notenhefte, die alle lesen können, und alle sind natürlich aufgrund der Vermutung gekommen, dass es gelte, eine Symphonie aufzufahren. Natürlich, das misslingt oft genug zu einer Kakophonie, weil es auf Dauer keinen alle dominierenden Dirigenten und es immer wieder Streit um die Platzierung im Orchester gegeben hat und gibt. Und doch gelingen wundervolle Aufführungen, nicht nur gelegentlich, sondern

dauernd, selbst wenn das die gerade beteiligten Mitspieler nicht recht wahrnehmen im eigenen Lärm oder gar nicht wahrnehmen wollen.

Europa das ist ein Kulturraum und das ist eine Kommunikationszone. Dabei muss man das Wort Kultur ganz weit verstehen – natürlich betrifft es augenfällig die Erzeugnisse der hohen Kultur in Architektur, Literatur oder Musik, aber es muss mit einschließen Phänomene menschlichen Sozialverhaltens und die dahinter liegenden Normen und Werte bis hin zu Formen des politischen Stils und der politischen Aktion. Eine Kommunikationszone, in der wissenschaftliche Errungenschaften und überhaupt Ideen konvertierbar sind, in dem wirtschaftliche und politische Modelle in einem Teil des Kontinents überall zum Anstoß werden können. Das ist dann an einem Ort nie dasselbe wie an einem anderen gewesen, weil an jedem Ort wieder andere Voraussetzungen geherrscht haben und bei aller Übernahme in neuen Variationen weiter herrschen. Und doch waren und sind gotischer Baustil oder der Barock, das Werk Richard Wagners, die Renaissance, die Aufklärung, der Liberalismus, der Demokratismus oder Konservatismus und selbst der Nationalismus, der Feudalismus oder der kapitalistische Industrialismus, um nur einmal ganz Weniges anzufahren, immer zugleich gesamteuropäische wie partikulare Phänomene. Und das nicht aufgrund irgendeines metaphysischen Fluidums, sondern aufgrund ganz konkreter Austauschprozesse von Ideen und Techniken und Menschen, auch wenn diese Prozesse im Zeitalter nationalistischer Abschottungen schwieriger geworden sein mögen. Wir werden ja auch damit des längeren zu tun haben, mit faschistischen und kommunistischen Bewegungen, liberalen Demokratien oder auch mit bestimmten wirtschafts- und außenpolitischen Verhaltens- und Verfahrensweisen als europäischen Phänomenen der Zwischenkriegszeit. Das gilt alles weiterhin, auch wenn im Zuge der Europäisierung der Welt dieser Kommunikationsraum nahezu global erweitert worden ist und in der heutigen globalen Zivilisation Europäisierung als Amerikanisierung in unseren alten Kontinent zurückkommt!

Worin wurzelt diese Einheit in weiten historischen Perspektiven? Woher kommt es, dass die Musiker zusammenkommen und die Notenblätter lesen und spielen können? Das gründet doch wohl in dem in der Geschichte wirkungsreichsten menschlichen Phänomen: in der Religion, also in der christlichen Prägung dieses Europas – oder jetzt genauer gesagt: in der spezifisch christlichen Prägung dieses abendländischen Europas. Sie vermittelt den De-

kalog und das zugehörige säkulare Menschenbild: gleich vor Gott und von Gott mit gleichen natürlichen Rechten ausgestattet und von ihm beauftragt mit der Gestaltung der Welt. Sie verbreitet die eine „heilige Sprache“, die dann zur ersten europäischen Hochsprache und damit zum Medium aller europäischen Gebildeten wird und bis ins 18., ja teils bis ins 19. und 20. Jahrhundert hinein bleibt: das Latein, im romanischen, aber auch im germanischen Raum Grundlage bzw. Faktor in allen Nationalsprachen, dazu besonders im Rumänischen, teils auch im Polnischen und Tschechischen usw. Das Christentum vermittelt durch die Sprache und die kirchlichen Institutionen Geist und Kulturtechniken der eigentlich gründlich niedergemachten römischen Antike und ermöglicht so gesamteuropäische Traditionsbildungen und normative Reorientierungen – mit den sinnfälligen Höhepunkten der Renaissance etwa um 800, um das Jahr 1000, seit 1400 oder auch um 1800. Gewiss, auch anderes war daneben zutiefst prägend: so z.B. die sozial- und mentalitätsgeschichtlichen langfristigen Auswirkungen des Feudalsystems, die höfische Kultur des absoluten monarchischen Staats, aber das Entscheidende ist doch in dieser christlich-katholischen Durchdringung des Abendlands zwischen 300 und 1500 zu sehen. Sie verstehen, dass ich hiermit eine ganz wichtige historische und teils höchst gegenwärtige Grenze oder zumindest Achse Europas andeute, welche nur partiell mit den Bevölkerungslinien zwischen slawischen, germanischen und romanischen Nationen zusammenfällt: die Grenze oder Achse zwischen orthodoxem Christentum sowie katholischem und dann katholischem und protestantischem Christentum, wobei diese zweite konfessionelle Spaltung des 16. Jahrhunderts trotz aller furchtbaren Auseinandersetzungen ebenfalls, aber in sehr viel geringerem Maße eine innereuropäische Scheidelinie ausgemacht hat und ausmacht – ein besonderes Problem für unsere deutsche Geschichte, als die Idee der Nation und dann die Idee der nationalen politischen Einigung vom 18. zum 19. Jahrhundert vordrang. Aber wenn ich die europäische Bedeutung des Christentums und seiner Differenzierungen betone, dann soll darüber der europäische Einfluss des Islam, zuerst durch die Araber, dann durch die Türken vermittelt, und viel mehr noch die europäische Rolle des Judentums bis zu seiner so weitgehenden Zerstörung durch das nationalsozialistische Deutschland und seine europäischen Kollaborateure nicht vergessen werden. Mit dieser weitgehenden Zerstörung ist übrigens ein ganz wesentlicher Faktor deutscher kultureller Ausstrahlung nach Ost- und Südosteuropa beseitigt worden, indem sich die dortigen jüdischen

Bildungseliten seit dem späten 18. Jahrhundert vornehmlich an der deutschen Geisteskultur ausgerichtet hatten.

Werfen wir einen ersten kurzen Blick auf die europäische Zeit, mit der wir uns beschäftigen wollen. Es sind die zwanziger und dreißiger Jahre, die Jahre zwischen dem Ende des Großen Krieges und der Weltwirtschaftskrise. Ihnen allen ist natürlich die Bedeutung des Jahres 1917 schon in der Schule eingebimst worden: Kriegseintritt und Aufstieg der USA zur Weltmacht, die letztendlich den Krieg entschieden hat und nun die Idee selbstbestimmter liberaler Demokratie in die Weltpolitik einbringt, in Konkurrenz zur weltpolitischen Idee selbstbestimmter kommunistischer Demokratie in der russischen bolschewistischen Revolution desselben Epochenjahres 1917 zuerst wirksam geworden: Also Beginn der bipolaren Konfrontation der beiden nicht-europäischen Supermächte; andererseits unabweislicher Beginn des Abstiegs Europas! In der Rückschau stellt sich das eindeutiger dar als in der Zeit selbst. Der „stolze Turm“ der „europäischen Herrlichkeit“ erschien den Zeitgenossen sehr schwer erschüttert, aber bei weitem nicht zerstört. Das europäische Spiel um Weltmacht war noch nicht ausgespielt, die Karten wurden noch einmal gemischt.

Eine letzte Ausführung gilt der von mir durch die Doppelvorlesung dieses und des nächsten Semesters verfolgten Methodik und somit ihrer Strukturierung.

- 1) Alle Geschichtsschreibung ist Konstruktion, d.h., hingeschriebene oder vorgetragene Geschichte ist nicht von sich aus da, sondern wird von Autoren und eben Vorlesenden anhand der vorliegenden Bruchstücke aus der Vergangenheit und in Auseinandersetzung mit den bisherigen Konstruktionen *gestaltet*.
- 2) Wissenschaftliche Geschichtsschreibung ist systematische analytische Geschichtsschreibung. Das heißt, sie beschreibt ein historisches Phänomen, gleichgültig, ob groß oder klein, und will es in seinen historischen Gründen erklären. Sie geht also von einem gesetzten Endpunkt aus *zurück*. Sie geht zurück anhand von Vermutungen: Hypothesen, über das, was zur Erklärung des Phänomens wichtig ist. Rückschreitend stößt sie auf weitere zu analysierende Phänomene.
- 3) Mein Thema ist: Europäische Geschichte zwischen den Weltkriegen 1918-1941, aber das historische Phänomen, das ich erklären will, liegt außer-

halb unserer Betrachtung. Es ist der Zweite Weltkrieg von 1941 bis 1945, der 1939 als europäischer Krieg begonnen hatte, 1941 zum Weltkrieg durch die Kriegsteilnahme der UdSSR, Japans, der USA geworden ist. Es ist dieses Ereignis, dessen katastrophale Ergebnisse die Abdankung Europas als Zentrum der Weltgeschichte gebracht und es in den Schatten zweier neuer Weltsupermächte gestellt hat. Und meine generelle Frage lautet also, wie ist diese zweite Katastrophe Europas nach dem Ersten Weltkrieg möglich geworden, warum wurde sie nach der Erfahrung der ersten Katastrophe nicht vermieden, welche Politik welcher Gruppen in welchen Ländern, begünstigt durch welche Umstände, hat in die zweite Geschichtskatastrophe Europas innerhalb nur einer weiteren Generation geführt, gab es reale Alternativen zu dieser Entwicklung?

- 4) Deshalb erzähle ich hier natürlich nicht die Gesamtgeschichte Europas in dieser Zwischenzeit, sondern ich beobachte *diejenigen* Bewegungen, Personen, Gruppen, Länder, *diejenigen* sozialen, wirtschaftlichen Verhältnisse, Revolutionen, Innen- und Außenpolitiken, welche zur Beantwortung meiner globalen Fragen beobachtet werden müssen. Was zur selben Zeit in Transsylvanien passiert, das geht Vampyrologen an, die Transsylvanier selbst, aber mich in dieser Vorlesung interessiert das nicht.
- 5) Damit ist ja meine Verfahrensweise klar, ich bräuchte eigentlich nichts mehr darüber sagen. Ich beleuchte geschichtsmächtige europäische Faktoren, isoliere sie chronologisch und räumlich, also den Frieden von 1919/20, die sozialistischen, demokratischen, antisozialistischen und antidemokratischen Revolutionen 1917 bis 1923 oder das wilde Lebensgefühl der Zwanziger im Zeichen der politischen Entspannung in Mitteleuropa von 1924 bis 1929 und diese Entspannung selbst und so weiter bis schließlich hin zu jener perversen Einigung Kontinentaleuropas durch deutsche Besetzung und Hegemonie im letzten europäischen Krieg von 1939 bis 1941.



## 2. Vorlesung

### Der „Große Krieg“ im europäischen Bewusstsein der Zwischenkriegszeit<sup>1</sup>

Die Geschichte der Geschichtswissenschaft ist wie die Geschichte anderer Wissenschaften eine Geschichte ihrer Ausdifferenzierung und methodologischen Pluralisierung. Angesichts der quantitativen wie qualitativen beständigen Zunahme der Kenntnisstände und somit des zu Wissenden, angesichts der beständigen Vermehrung der Forschungsfelder, angesichts der methodischen Auffächerungen ist der einzelne Historiker als forschender Wissenschaftler zum Spezialisten geworden. Selbstverständlich bemüht sich mein Fach wie andere Fächer auch um Wege, die Erkenntnisprobleme im Zeichen von Spezialisierung in den Griff zu bekommen. Ein Weg ist der einer vergleichenden forschenden Betrachtung, aber er ist aus etlichen Gründen nicht leicht erfolgreich zu beschreiten. Vor allem die ja zumeist massiven Resultate spezialisierter Einfeldforschung können sich eben nicht nur als nützliche Pflastersteine, sondern gerade als Barrikaden erweisen, insofern sie die Besonderheit, ja, Einzigartigkeit eines Umstands, eines Geschehens, eines Zusammenhangs längst eingeprägt haben mögen. Das nachfolgend zu bedenkende Thema ist in der deutschen und in der die deutsche Geschichte betreffenden internationalen Zeitgeschichtsschreibung ja durchaus angegangen worden, aber regelmäßig in Perspektiven deutscher Besonderheit erstens und zweitens als Thema ausschließlich der neuen nationalistischen Rechten der Weimarer Zeit. Kultur- und zumal literaturgeschichtliche Untersuchungen haben allerdings die internationale Dimension zur Geltung gebracht, dabei aber die politikgeschichtliche Bedeutung kaum beachtet. Ich will und kann hier nur versuchen, einige partiell andersläufige Beobachtungen darzulegen. Dabei geht es keineswegs um gewohnte ideologiegeschichtliche kritische Erörterungen, sondern um eine mentale Tiefenstruktur unterhalb der politischen Diskurse und Program-

---

1 Diese Teilvorlesung ist zwischenzeitlich zu einem Aufsatz überarbeitet worden unter dem Titel: Resignation und Radikalität. Die verlorene Generation des Großen Krieges in: Internationale Beziehungen im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Winfried Baumgart, hg. von W. Elz/ S. Neitzel, Paderborn 2003, S. 229-250.

me – um eine Tiefenstruktur, welche im Miteinander der Generationen eine europäische Generationseinheit bestimmt und abgegrenzt hat.

Das, was seit der zweiten, noch viel entsetzlicheren Katastrophe des 20. Jahrhunderts »Erster Weltkrieg« genannt und so begrifflich in einen epochalen Gesamtzusammenhang eingeordnet wird, hieß in der Zwischenkriegszeit zu meist der »Große Krieg« oder schlicht »der Krieg«. Die Zeitgenossen sagten seltener Weltkrieg – deshalb nicht, weil dieser gerade zurückliegende Krieg aus den Konflikten zwischen den europäischen Großmächten entstanden und, abgesehen von Marginalien in Übersee und im Vorderen Orient, doch in Europa ausgekämpft worden war. Sagten sie indessen in Deutschland zumal Weltkrieg, so signalisierte das weniger tieferes Wissen um den weltgeschichtlichen Umbruch, der sich in diesem Krieg durch das mitentscheidende Eingreifen der nichteuropäischen Macht USA, durch die russische Oktoberrevolution sowie durch die kriegsbedingte Schwächung Europas tatsächlich vorbereitet hat. Eher im Gegenteil meinten die Zeitgenossen mit Weltkrieg das Hauptthema, um das gekämpft worden war und um das wohl noch einmal zu kämpfen sein würde: die Position europäischer Großmächte im europäisch geprägten Weltmächtesystem. Und diese europäische Bedeutung von Weltkrieg ist im Sprachgebrauch der Zeitgenossen durch den Rückzug der USA aus der europäischen Politik seit 1920 und durch den vorläufigen Ausfall der bürgerkriegsruinierten Sowjetunion als Machtfaktor sehr begünstigt worden. Der »Große Krieg« also oder einfach »der Krieg«, so betont, unverwechselbar: Beide Bezeichnungen brachten die Ansicht zum Ausdruck, dass Europa niemals zuvor einen ähnlichen Krieg erlebt hatte. Ich will nur wenige Fakten nennen, um diese Neuartigkeit des »Großen Krieges« anzudeuten.

In den kriegsbeteiligten Ländern haben zwischen zehn und zwanzig Prozent der gesamten Bevölkerung während des Krieges Uniform getragen, zwischen zehn und fünfzehn Prozent den Krieg unmittelbar erlebt. Im Verlaufe dieses Krieges sind je zehn bis zwanzig Prozent aller Eingezogenen umgekommen, mehr als acht Millionen Soldaten allein bei den Hauptkriegsgegnern, zwei von drei Toten waren zwischen zwanzig und dreißig Jahren alt, je dreißig bis vierzig Prozent haben schwere, lazarettwürdige Verwundungen erlitten. Beim ersten von neun Angriffen an der Somme zwischen Juli und November 1916 verloren die Briten in der ersten Stunde 24 000, am ersten Tag 60 000 Tote und Schwerverwundete.

Die neuen Waffen – oder genauer: die neuartigen und die neuartig massenhaft eingesetzten Waffen: Das Flugzeug etwa, dessen Leistungsfähigkeit sich in diesen vier Jahren enorm entwickelt hat; am Ende des Krieges wurden erstmals massive Bombardements des feindlichen Hinterlandes denkbar. Das Geschütz, welches nun fast ausschließlich Granaten immer größeren Kalibers verschoss und in unerhörten Mengen zum Einsatz gebracht wurde. Vor solchem Boden-Boden-Bombardement gruben sich die Soldaten ein – immer tiefer, bis zu zwanzig Meter unter das eigentliche Grabensystem. Das Areal wurde durchpflügt, die Menschen in den Unterständen fühlten sich wie in einem Schiffsbauch bei Sturmstärke zehn. Vielleicht kam dann das neu erfundene Gas, um die unter der Erde Wartenden hinaus- und ins Kanonenfeuer zu treiben. Oder das Geschützfeuer verlagerte sich weg – Zeichen dafür, dass nun die Angreifer kommen würden: Es begann ein Wettlauf zwischen denen, die ein Grabensystem verteidigen, und denen, die es erobern sollten. Wer zuerst den Grabenrand erreichte, überlebte mit Handgranaten, Gewehrscüssen, Bajonettstichen und Spatenhieben. Oder mit dem Maschinengewehr, dieser tödlichsten Waffe des »Großen Krieges«, mit dem ganz wenige Verteidiger in nur einigen Minuten Hunderte von Angreifern töten konnten. Und die Tanks von 1918, die Panzer: Ungetüme, die über das zerfetzte Land und die Gräben krochen, gegen die nun das Maschinengewehr nicht mehr half.

Das Leiden der Zivilisten daheim. Gewiss, sie waren außerhalb der Kampfzonen trotz einzelner Bombenangriffe fast sicher vor gewaltsamem Tod. Aber sie wurden in vielen Ländern verpflichtet zum Einsatz aufs Letzte in der Rüstungs- und Kriegswirtschaft. In Mitteleuropa, abgeschnitten durch die alliierte Blockade, hungerten die Unter- und die unteren Mittelschichten, noch mehr auf dem Balkan und in Russland, wo der Krieg beweglicher als im Westen geführt wurde, große Flächen zerwalzt lagen und wo die Verkehrsmittel schon in friedlichen Zeiten nicht ausgereicht hatten. In diesen geschwächten Bevölkerungen fand die große Grippewelle von 1919/1920 leichte Opfer – insgesamt anderthalb Millionen Menschen. Und alle Bürger würden von der Vernichtung der nach einem Jahrhundert bürgerlicher Sekurität und stetigen wirtschaftlichen Fortschritts vorhandenen volkswirtschaftlichen Werte für die Kriegsfinanzierung betroffen sein. Die Staatsausgaben in den rund vier Kriegsjahren hatten die Einnahmen im Deutschen Reich um das Sechsfache, in

Frankreich um das Fünfeinhalbfache, in Großbritannien um das Zweieinhalbfache übertroffen.

In diesen und noch viel mehr Beziehungen hat sich der Krieg von 1914 bis 1918 so sehr von den früheren Kriegen unterschieden, dass auch der Historiker diesen Begriff: der »Große Krieg« beibehalten kann. Jedoch mag er auch ein wenig zögern – wenn er an die keineswegs geringeren Leiden von Zivilbevölkerungen etwa im »Dreißigjährigen Krieg« und an dessen äußerst langwierige soziale und sozialpsychologische Folgen denkt. Oder wenn er denkt an die größeren Schlachttage in den napoleonischen Kriegen, an deren Ende nicht weniger Tote dagelegen sind als nach den großen Angriffstagen des »Großen Krieges«, an der Somme oder bei Verdun oder sonst wo. Darüber aber stößt der Historiker schnell auf eine zweite Bedeutung von »Großer Krieg«, welche allerdings die Momente der ersten mit einschließt. Denn der »Große Krieg«, »der Krieg« schlechthin: das ist der erste im Wortsinne moderne Krieg. Modern war er zuerst in Bezug auf seine sozialen, wirtschaftlichen und administrativen Voraussetzungen und, genauso sehr, in Bezug auf die technischen und mentalen Voraussetzungen, auf die Wahrnehmungsstrukturen, in denen er kollektiv erlebt und gedeutet worden ist. In diesem zweiten Problemraum müssen wir ein wenig tiefer graben um zu begreifen, dass der »Große Krieg« 1918 in den Köpfen weiterging und dass die zeitgenössische Zuordnung singulärer Größe endlich auch in diesem Weitergehen wurzelte.

Es liegt auf der Hand, dass ein solcher Krieg, wie er sich zwischen 1914 und 1918 entwickelt hat, moderne industriegesellschaftliche Infrastrukturen sowie rationalisierte Großproduktionsverfahren und hochentwickelte Bürokratien zur Voraussetzung hatte. Das sieht man natürlich besonders leicht an der Rüstungsproduktion als solcher. Aber man muss noch mehr an die Mobilisierung von Massen für den kriegswirtschaftlichen Einsatz denken, an das dazu notwendige Ausmaß an Planungsrationalität und Kontrollkapazität im Einsatz der Menschen und Ressourcen. Und denken wir genauso an die infrastrukturellen und bürokratischen Bedingungen, ohne welche Millionenheere eng gegeneinander und in recht begrenzten Räumen nicht mit Munition und vor allem mit Lebensmitteln hätten versorgt werden können, und das über 50 Monate. 1812 waren Napoleons 500 000 Mann in Russland katastrophal gescheitert, als sie sich nach wenigen Monaten nicht mehr aus dem Land ernähren konnten. 1871 hatten die Preußen mit ziemlicher Mühe 12 000 Granaten, ge-

füllt mit Schwarzpulver, zur damals so aufsehenerregenden Beschießung von Paris, die wochenlang vor sich ging, bereitgestellt. 1916 setzten die Briten zur dreitägigen Vorbereitung ihres Angriffs an der Somme 21 000 Tonnen oder 1,5 Millionen Granaten von wesentlich höherem durchschnittlichem Geschossgewicht und ungleich höherer Sprengkraft für eine Zielfläche von nur 50 km<sup>2</sup> ein. 7000 Kanoniere schufteten im Schichtbetrieb wie Fords Fließbandarbeiter. Hundert Jahre zuvor bei Waterloo war die zum Kampf gekommene britische Truppe nicht besonders viel zahlreicher gewesen. Und diese gewaltigen Bereitstellungs-, Transport- und schließlich frontalen Produktionsleistungen wurden anderswo auf beiden Seiten in etwa vierteljährlichem Rhythmus während des ganzen Krieges wiederholt, immer zusätzlich zur normalen Bereitstellung und zum normalen Verbrauch von Menschen, Material und Lebensmitteln.

Dieser Krieg setzte den modernen Menschen voraus - mobilisiert und diszipliniert im industriegesellschaftlichen System, gewöhnt an menschlich abstrakten Zeittakt, stumpfsinnige Arbeitsabläufe und rädchenhaftes Produzieren im massenhaften Kollektiv. Anstelle einstiger schimmernder Wehr und bunter Uniformen trat das gleichmacherische Feldgrau wie eine Arbeitskluft. Ein Soldat des Jahres 1815 hätte selbst den Offizier von 1915 auf Anhieb für einen Feldarbeiter gehalten - sofern er auf die Idee gekommen wäre, ihn im Dreck der Granattrichter und Gräben oder gar in Stollen tief unter der Erdoberfläche zu suchen. Dieser moderne, dieser industrielle soldatische Mensch musste nicht mehr im eng geschlossenen Karree oder in dichten Linien und oft halbwegs betrunken gegen den Feind geführt werden wie bei Waterloo. Er ging aus dem Graben in den Angriff übers schutzlose Niemandsland, stets wissend, dass in wenigen Minuten an die Hälfte seiner Kameraden tot oder verwundet liegenbleiben würde und dass er selbst wenig Chancen hatte davonzukommen, und er ging, weil er diese Art des Funktionierens schon internalisiert hatte: in der Kollektivität, Anonymität, Automatik und persönlichen Einsichtslosigkeit in den Produktionsablauf industrieller Arbeit. Gewiss, es gab viele lokale Disziplinlosigkeiten und Verweigerungen, aber sie blieben im Verhältnis zum Ausmaß des Einsatzes doch erstaunlich gering. Und gewiss gab es schließlich die großen Meutereien, 1917 zuerst auf Seiten der Alliierten, welche in den französischen und italienischen Armeen keineswegs bloß durch die bekannten tödlichen Strafaktionen bewältigt werden konnten, sondern

weil sie sich in einem moderneren und viel fester als in Russland etablierten sozialen Gesamtsystem abspielten, welches sie wie im Frieden ein Arbeiterstreik nicht zu zerbrechen vermochten. Bezeichnend war der deutsche Fall, in dem es zu Meutereien erst kam, als die Soldaten mit systemwidrigen atavistischen, an vormodernen Ehrbegriffen von Offizieren orientierten selbstmörderischen Schlussaktionen rechnen mussten

Der moderne industriegesellschaftliche Mensch war zum „Arbeiter“ des Krieges geworden, wie dies noch im Krieg u. a. von dem Wiener Psychologen Stephan von Maday diagnostiziert und im Nachkrieg von Ernst Jünger beschrieben worden ist. Aber zugleich war dieser erste moderne Krieg doch nicht so modern, dass der Soldat schon zum bloß bedienenden Funktionselement und, andererseits, zum menschlich unidentifizierbaren Rohstoff geworden wäre. Technik und Automatisierung waren noch nicht soweit gediehen, dass die Teilnehmer sich nicht mehr als menschliche Täter und Opfer erfahren konnten. Und wir stehen hier, angesichts solcher einzigartigen Ambivalenz, sicherlich vor einem wichtigen Grund für jene monumentalische Bedeutung des »Großen Krieges« im kollektiven europäischen Gedächtnis – und vor einem ganz wesentlichen Grund dafür, dass dieser Krieg so viel und in allen Bereichen schöpferischer Tätigkeit in seinen Generationen behandelt worden ist, indessen heutzutage selbst militärische Konflikte umfang- und opferreichen Ausmaßes meist kurzfristige Medienereignisse bleiben.

Niemals zuvor aber ist ein europäischer Krieg in allen beteiligten Ländern derartig sowohl umfassend wie eindringlich gesamtgesellschaftlich erfahren worden. Das hatte mit jener vorhin angedeuteten enormen Mobilisierung von Männern zu Soldaten und mit der genauso enormen Mobilisierung der Zivilisten zu tun, also mit der kollektiven persönlichen Erfahrung des Krieges. Genauso bedeutsam war, dass dieser Krieg im Kontext entwickelter moderner Massenkommunikationsstrukturen geführt worden ist, was eine früher so unmögliche mentale und intellektuelle Multiplikation des Ereignisses Krieg hervorrufen musste. Und deswegen wurde der »Große Krieg« im Denken der Zeitgenossen noch viel größer, als er es ohnehin schon war. Man muss hier nicht nur an das Funktionieren der Presse denken mit der tagtäglichen Veröffentlichung der offiziellen Kriegsbuletins, von Frontberichten oder, überall so sehr beliebt, von Briefen aktiver Frontkämpfer. Gedrucktes war erreichbar auch für die Geldbörsen von Arbeitern geworden, und Zeitungen und Zeitschriften,

Flugblätter, Broschüren und, zuletzt: Bücher, blieben weiterhin wichtigstes Massenkommunikationsmittel. Aber anderes gehörte in den modernen Kommunikationsstrukturen hinzu: vor allem die öffentliche Rede, der Vortrag, organisiert von Verbänden, Parteien und der Administration, oder die Schule, die Lehrerschaft, deren kriegerisches Schwadronieren auf deutscher Seite, aber anderswo war das nicht anders, wie es von Remarque so köstlich karikiert worden ist. Immer wichtiger wurde das Kino mit teils dokumentarischen, teils gestellten, aber jedenfalls einprägsamen bewegten Bildern vom Krieg. Vergessen wir nicht den millionenfachen monatlichen Strom von Briefen von der Front in die Heimat, aus der Heimat zurück an die Front, genauso modern wie alles Genannte, was den Preis, die organisatorischen Voraussetzungen und die Grundbedingung durchgängiger Alphabetisierung der Mittel- und der Westeuropäischen Gesellschaft anbelangte. Nie zuvor schließlich hatten derartig viele junge Männer aus den höheren Bildungswegen, also viele potentielle Autoren, Künstler, Politiker an vorderster Front an einem Krieg, gar an einem solchen Krieg teilgenommen. Überall stellten gerade sie einen großen Teil der Kriegsbegeisterten und Kriegsfreiwilligen des Juli 1914 – und sie waren diejenigen, welche am härtesten gegen die Wirklichkeit des industrialisierten Krieges stießen und welche dann am lautesten nach seinem Sinn fragen würden, in den unterlegenen wie in den siegenden Ländern.

Nach diesem Gemetzel, nach all den ruinösen Folgen des Krieges, welche im alltäglichen Leben auf Dauer massiv spürbar blieben, möchte man vielleicht einen gewaltigen Aufschwung pazifistischer Bestrebungen erwarten. Hatte sich nicht alles erfüllt, was die Pazifisten der Vorkriegszeit prophezeit hatten? Das Bewusstsein von Mehrheiten in den europäischen Bevölkerungen, aber auch drüben in den USA oder in Australien, war offensichtlich kriegstraumatisiert, indem die Schrecken dieses Krieges bis in ihre entsetzlichen Details trotz mancherlei Bemühung von Propaganda und Zensur überall geradezu erstaunlich allgemein bekannt gewesen sind. Solche Stimmungen aber haben entgegen kurzschlüssiger Fehldeutungen gerade mancher deutscher Historiker (so vor wenigen Jahren immer noch Volker Berghahn) den pazifistischen Bewegungen nur wenig Auftrieb gebracht, denn sie galten kaum dem Krieg schlechthin, sondern genau diesem Krieg von 1914 bis 1918, und wir sehen, dass derartige Grundstimmungen höchst verschiedenen politischen Bewegungen, Regimen und Führern zugute gekommen sind, sofern sie nur verspra-

chen und es dann gar zu schaffen schienen, eine Wiederholung des Gemetzels, der allgemeinen leidvollen Belastungen, der Sinnlosigkeiten des »Großen Krieges« zu verhindern.

In Frankreich kamen Politiker und Militärs auf die Idee, solche Wiederholung im Schutz schier unüberwindlicher Grenzbefestigungen, hinter der sogenannten Maginot-Linie zu verhindern. Der Italiener Douhet konzipierte den totalen Luftkrieg, der einen Gegner ohne einen derartig verlustreichen Landkrieg in Zukunft erledigen sollte. Die britische Rüstung stellte 1936 darauf um – sowohl in der Konzeption der Verteidigung der Insel wie des Angriffs, mit der Errichtung einer Radarkette, quasi eine elektronische Maginot-Linie gegen einen totalen Luftkrieg, mit dem Aufbau einer modernen Luftjagdwanne und mit der Grundlegung einer Flotte schwerer Bomber, geeignet, Städte und Industrien eines auch weiter entfernten Gegners in Trümmer zu legen und also die Wiederholung des »Großen Krieges« zu vermeiden. In Deutschland forderte Ludendorff, 1916-1918 so etwas wie der heimliche Diktator des Reiches in Hindenburgs »Oberster Heeresleitung« und in der Nachkriegszeit lange der Heros der Rechten, allerdings die Vorbereitung der Nation auf den „totalen Krieg“, um einen nächsten »Großen Krieg« dann siegreich durchstehen zu können. Eben hierin folgte ihm Hitler nicht, der in der Reflexion des »Großen Krieges« zumal die Heimat in einem künftigen Krieg so wenig wie möglich belasten wollte, und der daran so lange wie überhaupt nur möglich: bis Anfang 1943, festgehalten hat. Und die Konzeption der schnellen Kriegsführung im engen Zusammenspiel von taktischer Luftwaffe, Panzern und so viel als möglich motorisierter Infanterie genügte nicht allein den beschränkten materiellen Voraussetzungen, sondern auch diesem Imperativ: Keine Wiederholung des »Großen Krieges«!

Es gab eine andere zweifelhafte Art massenhafter Antikriegshaltung. Sie ist aus einem entschieden privatistischen Hedonismus und einer Gier nach Leben hier und jetzt zu erklären: Privatistisch, und insofern apolitisch anarchisch, so dass dem politisch handlungsorientierten Pazifismus im zwischenkriegszeitlichen Europa von ihr her noch weniger Impulse zugeströmt sind als von jener massenhaften Angst vor einer Wiederholung des »Großen Krieges«. Es hieß hier nicht: Nie wieder Krieg! Sondern: Meinetwegen Krieg, aber bestimmt ohne mich! Dieser Hedonismus führte in jenes Austoben befreiter Lebenslust, das wir mit »the roaring twenties« oder »die wilden Zwanziger« verbinden:



Wenige hallyonische Jahre vor der »großen Depression«, wenn schon tatsächlich nur für die, die sich solche Ausgelassenheit leisten konnten. Er führte auch in jene in den europäischen Ländern gesamtgesellschaftlich bis über die Mitte der Zwanziger hinaus verbreitete Verdrängung des menschlich Entsetzlichen, welches die davongekommenen Kriegsteilnehmer so sehr verletzt und, nebenbei gesagt, den Millionen hilfsbedürftigen Invaliden unter ihnen zudem materiell geschadet hat – obwohl viele Überlebende selbst lange Teil dieser Schweigespirale gewesen sind und es sein wollten, um im Vergessen des Erlittenen Fuß in der Nichtkriegsgesellschaft fassen zu können. Es gelang vielen von ihnen nicht und nochmals vielen nicht so recht, wegen Kriegspsychosen und Verkrüppelungen, wegen der eigenen Probleme mit ziviler Normalität, wegen der im Krieg vergeudeten Einstiegsjahre, wegen der wirtschaftlichen Nachkriegsschwierigkeiten und Enge der Arbeitsmärkte, übrigens gerade auch in jenen Berufsfeldern, welche für gymnasial und akademisch Gebildete in Frage gekommen wären.

1929 erschien Erich Maria Remarques »Im Westen nichts Neues«. In wenigen Monaten wurde der Roman zum Bestseller in Europa und in Nordamerika, wurde alsbald in den USA zu einem weltweiten Kassenschlager verfilmt: der Treffer eines bis dahin unbekanntem, eher mittelmäßigen Autors ins Schwarze des Zeitgeistes, indem sich das über ein Jahrzehnt Angestaute löste, durch seinen Erfolg sicher Mitauslöser der jetzt herabdonnernden Lawine von Publikationen, die aber auch ohnedies schon losgebrochen war. Man hat Remarque angesichts der nationalsozialistischen Proteste gegen sein Buch und gegen den Film nach seinen pazifistischen Intentionen gefragt. Er bestritt, überhaupt ein politisches Buch geschrieben zu haben, vielmehr eines über die Wirklichkeit des Frontsoldaten! Natürlich war es ein politisches Buch, aber es trifft doch auch zu, dass es im Grunde nicht gegen den Krieg an sich, sondern genau gegen den »Großen Krieg« geschrieben war – gegen die Welt des alten Europa, welche ihn sinnlos eröffnet und geführt und welche die junge, opferbereite Generation sinnlos hatte töten und sterben lassen, sinnlos aber vor allem darum, weil dieses alte Europa am Ende immer noch da sein würde, um die junge Generation von 1914 um die erhoffte neue Welt zu betrügen. Es ist dies das Thema, das von der neuen intellektuellen und politischen Rechten nach dem Krieg von Anfang an auf die Fahnen geschrieben worden war und in ähnlicher Weise von der neuen Linken, und zwar in beiden Fällen militant,

aber nun zeigte sich in der Fülle der Publikationen durch ganz Europa, dass es das Grundthema der Kriegsgeneration, der zwischen 1880 und 1900 Geborenen war: das Thema der verlorenen Generation, doppelt verloren in Krieg und Nachkrieg. Wen soll man nennen, was anführen? Den Futuristen Marinetti? Oder Ernst Jüngers »In Stahlgewittern«? Ludwig Renns »Krieg«? Den Amerikaner Hemingway? Die Briten Edmund Blunden, Siegfried Sassoon, Robert Graves, Richard Aldington, die Franzosen Drieu la Rochelle, Montherlant? Ich zitiere aus einer Ode Ezra Pounds, des Amerikaners in Europa, der 1924 im faschistischen Italien blieb:

Daring as never before, wastage as never before.  
Young blood and high blood,  
fair cheeks, and fine bodies;

fortitude as never before

frankness as never before,  
disillusions as never told in the old days,  
hysterias, trench confessions,  
laughter out of dead bellies.

V

There died a myriad,  
And of the best, among them,  
For an old bitch gone in the teeth,  
For a botched civilization.

In Übersetzung, gekürzt:

Wagemut wie nie zuvor, Vergeudung wie nie zuvor.  
Junges Blut, heißes Blut,  
Helle Wangen, schöne Körper.

Tapferkeit wie nie zuvor.

Freimut wie nie zuvor,

Ernüchterung wie nie in alten Zeiten,  
Hysterien, Laufgraben-Beichten,  
Gelächter aus toten Bäumen.

V

Es starben Millionen, darunter die Besten,  
Für eine alte Sau mit verfaulten Zähnen,  
Für eine verpfuschte Zivilisation.

Natürlich stehen wir hier vor einem Mythos, aber vor diesem Mythos der *verlorenen Generation* mit dem entsetzlich wahren Kern millionenfachen Todes, millionenfacher Verstümmelung, millionenfacher psychischer und sozialer Entwurzelung. Und überhaupt, kollektive Mythen gehören in ihrer jeweiligen Zeit zweifellos zu den wirkungsvollsten Kräften, auch wenn sie in folgenden Generationen leicht beiseite geworfen und von Historikern noch leichter entlarvt werden. Wenn wir die Mächtigkeit dieses Mythos verstehen wollen, dann müssen wir in die Vorkriegszeit zurückschauen.

Um 1900 hat sich überall in Europa, mancherorts mehr, mancherorts weniger je nach dem jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklungsstand, eine so in der Geschichte nie dagewesene Besonderung und Bewegung der Jugend artikuliert und aufgemacht – Beginn einer Entwicklung, welche über den Jugendkult der Zwischenkriegszeit endlich in den konsumistischen Jugendlichkeitswahn unserer Tage geführt hat. Quer durch die politischen Lager und generell auch schon durch die sozialen Schichten in den urbanisierten Zivilisationen sehen wir da einen Aufbruch gegen die gutbürgerliche Welt verkrusteter Ordnungen, materialistischen Fortschrittsglaubens, der Überzivilisation, kurzum: gegen die ordentliche Langeweile, aber auch gegen die dekadenten Selbstlähmungen, die marode *Fin-de-siècle-Stimmung* der Alten: „Aus grauer Städte Mauern“! Und es sollte hingehen zu einer neuen Welt der wiedergefundenen natürlichen Funktionen des Lebens, der Verantwortungsbereitschaft, des Handelns, der „direkten Aktion“, wie ein französischer Philosoph damals sagte, zu einer Welt des Idealismus, des Heroismus, zu einer neuen schöpferischen Harmonie von Individuum und Gemeinschaft in „charismatischer Erziehung“ (so damals Max Weber), zu Schönheit und Wahrheit. Der deutsche „Wandervogel“, die „Pfadfinderbewegung“ im britischen Empire, der italienische

„Futurismus“, um nur eine der zugehörigen Strömungen in der Kunst und Literatur zu nennen, die anhebende Reformpädagogik, die Jungen in den sozialistischen Parteien: „Mit uns zieht die neue Zeit,! Aber wann würde sie wirklich kommen? Mit der Revolution, hieß es in der Arbeiterjugend. In und nach dem nächsten Krieg: lautete die Antwort vieler bürgerlicher Jugendlicher und Berufsjugendlicher. Gegen den berühmten britischen Pazifisten Andrew Carnegie schrieb ein junger Abgeordneter: „Begreift Mr. Carnegie eigentlich die menschliche Natur und die unabänderlichen Gesetze, der sie folgt? Sollen sie der elendigen Mittelmäßigkeit des von der Nächstenliebe geförderten Kompromisses Platz machen?“ Der nie erwachsen werdende „Teddy“ Roosevelt, ein Kerl wie aus einem Roman Jack Londons oder dann Hemingways, aber Präsident der USA: „Wenn wir müßig... zuschauen, wenn wir lediglich nach aufgeblähtem, tagediebischem Wohlleben und würdelosem Frieden trachten..., dann werden die kühneren und stärkeren Völker uns überholen... und die Weltherrschaft erringen“. Achten Sie jeweils nicht auf die sozialdarwinistische Komponente, sondern auf die Verachtung der alten Welt: Elende Mittelmäßigkeit, aufgeblähtes, tagediebisches Wohlleben, würdeloser Frieden! Der expressionistische Dichter Georg Heym, mit seiner Meinung einer unter so vielen, notierte in sein Tagebuch im Juli 1910: „Wenn doch einmal etwas geschehen wollte, was nicht diesen faden Geschmack von Alltäglichkeit hinterlässt... sei es auch nur, dass man einen Krieg begänne, er kann ungerecht sein. Dieser Frieden ist so faul, ölig und schmierig wie eine Leimpolitur auf alten Möbeln“. Ernst Jünger konnte es gar nicht erwarten, lief davon, um den Krieg in der Fremdenlegion zu erleben. Er kam gerade noch zeitig zurück für den »Großen Krieg«. 15 000 Jugendliche aus dem *Wandervogel* gingen so freiwillig wie er in diesen Krieg, überlebt haben ihn nur 5 000. Es meldeten sich die meisten dienstfähigen deutschen Soldaten, jeder Fünfte von ihnen wurde getötet. Bis Anfang 1916 kam Großbritannien ohne Wehrpflicht aus. Bis dahin hatten sich 2,4 Millionen junge Männer freiwillig gemeldet, 600 000 von ihnen kamen um; die Überlebenschance ihrer weit überwiegend ebenso neuen freiwilligen Frontoffiziere hat nur 50 Prozent betragen. Andere *kommende Generationen* würden zu ihrer Zeit ähnlich hohe und vage Zukunftserwartungen tragen, ähnlich hochgemut gegen die Welt der Eltern und Großeltern protestieren. Aber dieser Generation wurde mit dem *Großen Krieg* im Kontext schon eingepprägter Wahrnehmungsstrukturen die Chance zur Anpassung der Erwartungen an die Wirklichkeit, somit zur Einfügung in soziale Normalität

massiv beschnitten. Ja, die Folgen der Katastrophe waren so einschneidend und nachhaltig, dass die Erfahrungswelt und Grundhaltung der tatsächlichen Frontgeneration auch die Orientierungen der nächsten, ungefähr ab 1900 geborenen Generation wesentlich beeinflusst hat.

Jugendlicher Aufbruch, Kriegsenthusiasmus im Sommer 1914, Millionen von jungen Männern als Kriegsfreiwillige in den Ländern West- und Mitteleuropas, dann in Italien 1915, in den USA 1917 ... die „verlorene Generation“ des Großen Krieges: Natürlich hat diese erleichterte Begeisterung, so unwissend bereit, so froh über die jetzt geforderte Bewährung des Ichs, die jeweils ersten Monate des wirklichen Krieges nicht überdauern können. Aber dieser jugendliche Impuls war viel zu stark, um mit den Tausenden von Freiwilligen-Studenten im Maschinengewehrfeuer von Langemarck oder mit den Abertausenden von jungen „arditi“, den „Wagemutigen“, in den neu aufgestellten italienischen Stoßtruppen, an der Alpenfront und am Isonzo zu sterben. Dieser Impuls wurde schrecklich ernüchtert im Elend der Materialschlachten, im Schlamm der Gräben, angesichts des wahllosen anonymen Todes – und dann einverwandelt in das Bild des Frontsoldaten. Der Frontsoldat: das war der neue Mensch, der Gegenmensch zum verknöcherten bürgerlichen Individualisten und Materialisten, aber er wurde von der alten Welt aus konventionellen Gründen in einem unkonventionellen Massenkrieg geopfert und nach dem Krieg von dieser alten, moralisch morschen bürgerlichen Welt ausgestoßen. Der neue Mensch des Frontsoldatentums bedeutete den Sinn des Krieges, indem er, ob er wollte oder nicht, im dauernden Kampf und dauernd mit der Vernichtung der eigenen Existenz konfrontiert von der „schmierigen Politur“ (Georg Heym) dekadenter Zivilisation befreit wurde. Und dabei erfuhr er sich zugleich in einer neuen Gemeinschaft im Gegensatz zur bürgerlichen Gesellschaft *zuvor* und *daheim* mit ihren sozialen Schranken und engen Lebenswegen, in der Gemeinschaft der „Arbeiter“ des Krieges, der Gemeinschaft derer, die das alles aushalten und tun konnten, also auch in einer äußerst exklusiven männlichen Gemeinschaft, Kameradschaft. In ihr, so der Mythos, zerbrachen die alten Hierarchien, bildete sich ein informelles soldatisches Führertum aus, dem auch die eingesetzten Offiziere genügen mussten, wollten sie nicht der Verachtung anheimfallen: Ein neues Führertum dessen, der seine jeweilige Gruppe am besten in den Kampf führte und für den Kampf erhielt – dem umgekehrt bedingungs- und fraglos gehorcht wurde, weil er der Beste war.

Und so wurde im Frontsoldaten der „Arbeiter“ des Krieges zum modernen „Helden“: erstens, weil er aushielt, weiterkämpfte, obwohl das nach den Maßstäben des zivilen Individualismus und Materialismus völlig sinnlos war, und so den Sinn des Krieges im Krieg selbst bestätigte – und, zweitens, weil er dadurch die letztendliche Überlegenheit des kämpfenden Menschen über die wahllos tötende Kriegsmaschinerie bezeugte.

Dieser verschmelzende Doppelmythos: *Frontsoldatentum* und *Verlorene Generation*, allerdings verzweigte sich in zwei Richtungen: sozusagen in eine resignative und in eine heroische Richtung. Vielleicht sollte man von einer resignativ-heroischen und einer kämpferisch-heroischen Richtung sprechen! Die ‚resignative‘ Richtung hat das Thema der „verlorenen Generation“ ganz in den Vordergrund gestellt, sie als ausweglos verloren begriffen. So war es ganz bezeichnend, dass Remarque die Hauptfigur umkommen lässt, als Letzten fast aus der ihn anfangs umgebenden Gruppe von Abiturienten. Nachdem sich schon durch alle Kapitel die Unmöglichkeit eingepägt hat, er könnte in eine friedlich-zivile Welt zurückkehren, ist sein Tod gerade an einem ruhigen der letzten Kriegstage eine konsequente Lösung: da sich die zivile Welt nicht ändert, bleibt der geänderte Mensch in seiner Welt, bleibt im Krieg: Die aber litten wirklich, die den Krieg überlebt hatten!

Die andere, die heroisch-kämpferische Richtung erklärte dieser „alten Sau mit verfaulten Zähnen“ den Krieg, oder besser gesagt: setzte den Krieg fort, wollte diese alte bürgerliche materialistisch demoralisierte Welt des 19. Jahrhunderts nun bis auf den Grund zerstören, angefangen mit der Bewahrung der eigenen soldatischen oder wenigstens militanten Existenz als Gegenwelt. Aus den „Stoßtrupps“ des Krieges wurden in Deutschland die rechtsradikal, teils aber auch links orientierten „Freikorps“ in den bürgerkriegsähnlichen Auseinandersetzungen und den Grenzkämpfen und wurden dann die bekannten paramilitärischen Organisationen der Weimarer Zeit. Zehntausende entlassener britischer Soldaten bekämpften in den Einheiten der *Black and Tans* und der *Auxies* die irische Unabhängigkeitsbewegung, andere Zehntausende einander im anschließenden irischen Bürgerkrieg. In Italien wurden aus den besonderen militärischen Formationen der „arditi“ die „Freischaren“ Gabriele D’Annunzios, des Dichter-Kriegers, mit denen er 1919 Fiume (Rijeka) für Italien besetzte, in heroischer Opposition gegen die italienische Regierung und die Siegermächte in Paris, also gegen die dekadente Diplomatie und Kompromiss-

politik der alten Welt. Und aus dieser wahrhaftigen „action directe“ kamen mit heraus die „squadre“ der „fasci di combattimento“, die eigentlichen Kampfverbände der Kampfbünde des neuen italienischen Faschismus. Solche Konsequenz wurde selbst Teil des doppelten Mythos: Zitieren wir eine Stimme unter so vielen, den vom sogenannten soldatischen Nationalismus nach 1933 zum Nationalsozialismus übergegangenen Publizisten Ernst Günther Gründel (»Die Sendung der jungen Generation«, 1932): „In den Schützengräben des Weltkrieges, im Schmelzofen der Nachkriegsjahre, in den sozialistisch gestimmten Herzen einer neuen Jugend sind endlich diese dünnkelhaften Bildungs- und Standesschranken niedergerissen worden.“ In Italien hieß die eigentliche Hymne des Faschismus „La Giovinezza“: „Jugend, Jugend, Schönheitsfrühling, unseres Frühlings Schönheit, im Faschismus liegt die Rettung unserer Freiheit usw.“ Mussolini, der Duce, Weltkriegsfreiwilliger proklamierte: „Jugend und Faschismus, das ist dasselbe“.

Mitte der zwanziger Jahre beobachtete Eduard Spranger (»Psychologie des Jugendalters«, 1925): „Der Enthusiasmus der Jugendlichkeit wird hier [vom »Großen Krieg« zum Nachkrieg] zugleich zu einem neuen Ethos. Inhaltlich nimmt es tausend verschiedene Formen an, bald pazifistisch, bald national, bald kämpferisch und radikal-zerstörend. Aber der »Durchbruch« des ungeteilten, ungehemmten Lebensstromes durch die einseitigen, erstarrten Formen der Kultur, das ist die Kraft, die hinter allem steht“. Ähnlich hat das 1963, im Aufbruch einer neuerlichen Jugendbewegung, der Münsteraner Soziologe Helmut Schelsky als Signatur der europäischen Zwischenkriegszeit diagnostiziert: „Die Reformen, die Maßnahmen der Erwachsenen waren der Jugend zu kompromisshaft ... zu langsam und zaghaft; nur in der größtmöglichen Radikalität der Umwälzung des Ganzen schien ihr der Erfolg einer ... harmonischen Ordnung der Welt zu liegen. Sie, die Jugend, war die eigentliche Kraft, die dazu fähig war, da die Alten ja versagt hatten. Daher sind die radikalsten und revolutionärsten Positionen jeweils auch die für diese Generationsgestalt typischsten.“

Die mit zugrundeliegende Mythenverkettung von verlorener Generation der Frontkämpfer und der Anspruch auf heroische Erneuerung der alten europäischen Welten und Ordnungen: das steckte eben nicht nur in den neuen rechten radikalen Bewegungen: nennen wir sie meinetwegen hier einmal die faschistischen Bewegungen, sondern genauso in den radikalen linken Bewegun-

gen der Zwischenkriegszeit, in den neuen kommunistischen Parteien nach dem »Großen Krieg«, mit Ausläufern auch hinein in die jungen Ränder der aus der Vorkriegszeit überlebenden politischen Strömungen – gut sichtbar in den »Windthorst-Bünden« Deutschlands oder selbst in der SPD, an deren eben nicht nur soziographischer Überalterung damals die „Jungen“ wie Kurt Schumacher oder Julius Leber gelitten haben und welche noch Jüngere wie Willy Brandt oder Richard Löwenthal in radikale sozialistische Splitterparteien getrieben hat.

Diese aus dem Krieg kommende und auf seine Erinnerung bezogene „jugendliche“ Radikalität lag den politischen Konkretionen voraus! Das bedeutet, erstens, dass die Radikalität der politischen Auseinandersetzungen in den europäischen Innenpolitiken der Zwischenkriegszeit nicht nur aus der Zuspitzung sozialer und ideologischer Konflikte zu erklären ist, sondern auch aus dem Aufeinandertreffen historisch besonderer „jugendlicher“ Radikalität im Kontext dieser alten Konflikte. Das bedeutet, zweitens, dass gerade die radikalsten Alternativen, die Alternativen der Faschismen und der Kommunismen: alternativ sowohl gegeneinander wie gegenüber der alten Ordnung, insofern recht nahe beieinander lagen. Man kann das an den hier wichtigen Phänomenen öffentlicher Militanz, des politischen Stils und der politischen Rhetorik dingfest machen. Oder an den auffälligen personalen Fluktuationen zwischen beiden, darstellbar sowohl an herausragenden Einzelnen wie statistisch: Mussolini war der zweite Mann des italienischen Sozialismus in der Vorkriegszeit, bevor er über die Kriegsbegeisterung von 1914/15 und die Kriegserfahrung an die Spitze der Mailänder Faschisten getreten ist. Robert Michels gehörte zu den blendenden jungen Soziologen der deutschen Sozialdemokratie, ging noch vor dem Weltkrieg nach Italien, verfaßte eines der immer noch besten deutschsprachigen Bücher über das damalige politische Italien, wurde aber als Roberto Michels Senator des faschistischen Italiens. In Frankreich war der Chef des »Parti Populaire Français«, Jacques Doriot, der ehemalige Jugendsekretär der Kommunistischen Partei. Goebbels schwankte bis 1923/24 zwischen Kommunismus und Nazismus. SA-Leute wechselten zum Rotfrontkämpferbund und Kommunisten herüber in die SA. Der Karlsruher Dr. Helmuth Klotz gehörte 1923/24 zur dreiköpfigen illegalen Reichsleitung der NSDAP, ab 1930 aber versuchte er, das sozialdemokratische *Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold* zu einer wörtlich schlagkräftigen Organisation zur Bekämpfung der SA umzubauen.



en. Indessen bezeugt Erich Fromms Umfrage aus dem Jahre 1929, wie angesehen Mussolini gerade in militanten Arbeiterkreisen gewesen ist. Und 1933 waren die nationalsozialistischen Gewerkschaftler in den Betriebswahlen nirgends erfolgreicher als in jenen Belegschaften, in denen vorher die kommunistische Gewerkschaft den Ton angegeben hatte. Man erinnert sich an solche echten Zwischenfiguren wie den „Nationalbolschewisten“ Ernst Niekisch mit seiner Gruppe. Und wie sehr bemühten sich die Nazis um den Weltkriegsoffizier und Autor von »Krieg«, den kommunistischen Ludwig Renn: den sie als geistigen Verwandten erkannten, allerdings erfolglos.

Die Intellektuellen? Wir haben uns daran gewöhnt, Intellektuelle ausschließlich auf der Linken zu sehen, vielen Heutigen ist ein rechter Intellektueller so etwas wie ein Widerspruch in sich. Aber in der Zwischenkriegszeit stand ein Großteil der europäischen Intellektuellen „rechts“, hielt sich zu den vielen nationalrevolutionären jungen Bewegungen und näherte sich den verschiedenen rechtsradikalen Bewegungen oder bekundete Sympathie, am wenigsten einflussreich im deutschen Nationalsozialismus. Ein anderer großer Teil verweigerte dezidiert die Selbsteinordnung in die alten Rechts-Links-Einteilungen, beanspruchte für sich eine totale Antihaltung gegen die alte bürgerliche Welt schlechthin. Als Luigi Pirandello gefragt wurde, gab er eine durchaus typische Antwort: Er sei der faschistischen Partei beigetreten, um dem Faschismus „bei dessen Aufgabe der Erneuerung und des Neuaufbaus zu helfen“. Anders gesagt, erst ist die Entscheidung für die heroisch-kämpferische Konsequenz und Radikalität im allgemeinen Denkhorizont von Frontkämpfertum, verlorener Generation und Verachtung der alten Ordnung und dann die Entscheidung, wenn wir die Pole betrachten, für Faschismus oder Kommunismus. Nach George Orwell (»Im Inneren des Wals«) saßen gar die linken Intellektuellen noch tiefer „im geistigen Morast von 1915“ als die rechten. Und so radikal man dann einander bekämpfte: wegen dieses gemeinsamen Horizonts und wegen solcher Entschiedenheit gab es auf beiden Seiten so etwas wie Respekt für die jeweils andere, lange offen bekundet etwa für den stalinistischen Kommunismus von deutschen Nationalrevolutionären oder von italienischen Faschisten. Und umgekehrt, so z.B. von André Gide, der sich bekanntlich für den Kommunismus entschieden hatte! 1931 schrieb er: „Die Idee der Freiheit, wie sie uns gelehrt worden ist, scheint mir durch und durch falsch. Und wenn ich

das sowjetische Zwangsregime billige, dann muss ich auch die faschistische Disziplin billigen“.

Diese Nähe der militanten jugendlichen Radikalismen war eines der Grundprobleme der europäischen Geschichte nach dem »Großen Krieg«. Daher versteht sich, dass Sigmund Freud eben jetzt dem Aggressionstrieb genauestens auf die Spur zu kommen versuchte. An Einstein schrieb er 1932 im Rückblick auf etliche Studien seit den Kriegsjahren: „Es besteht keine Wahrscheinlichkeit, dass wir imstande sein werden, die aggressiven Tendenzen der Menschheit zu unterdrücken“. Und Soziologen wie Harold Lasswell begannen etwa gleichzeitig, die Zukunft der Menschheit in »Garnisonsstaaten« zu beschreiben, beherrscht von technisch kompetenten Militärs und militarisierten Zivilisten. Keine guten Perspektiven für den im Traumland von 1919 angefangenen Versuch von Frieden und Freiheit nach dem »Großen Krieg«.

Oder doch? Die Last, im Auge des Hurrikans, im physisch und psychisch massenvernichtenden »Großen Krieg« gewesen zu sein und doch noch keine einzige der vagen großen Visionen verwirklicht zu haben, der lastende Mythos von der „verlorenen Generation“, einer neuen „Jugend“ und radikaler „Verjüngung“ der alten europäischen Welt – das alles konnte ja auch in wirklich internationaler Euphorie über eine der großen friedlichen Taten des Jahrhunderts explodieren. Es geht um Charles Lindberghs ersten Direktflug New York – Paris. Das Flugzeug war modern, aber in ähnlicher Weise modern wie der »Große Krieg«, es ließ die Tendenz erkennen, war aber bei weitem nicht perfekt, ermöglichte und erzeugte so ein Nachdenken über das Verhältnis von Mensch und Technik. Dieses Verhältnis war abenteuerlich, weil solche Flugtechnik die Natur noch nicht beherrschte und so der Mensch existentiell gefordert war, häufig tödlich existentiell. Und so erfuhr sich der fliegende Mensch ähnlich jung und neu wie der Mensch in den „Stahlgewittern“ des »Großen Krieges«. Nietzsche hatte in diesem Sinn über die Idee des Fliegens geschrieben, dann Kafka 1909 und im Jahr darauf D’Annunzio. Antoine de Saint-Exupéry wurde in der Zwischenkriegszeit zum größten Meister der literarischen Bewältigung.

Charles Lindbergh 1927. Nicht der erste Atlantikflieger – und so interessierte sein Abflug die amerikanische Ostküstenpresse kaum. Und dann zündete etwas in den Stunden dieses Flugtages. Als er in Paris landete: 21. Mai 1927: 10.30 Uhr, da erwartete ihn eine hunderttausenköpfige Menschenmenge oder

größer, und dieses spontane Massengeschehen riss die europäische Presse mit, überall, von rechts bis links, und das steigerte den Taumel aufs Äußerste. Hunderttausende, wohin er kam, Hunderttausende in Brüssel, Aberhunderttausende in London. Das schwappte zurück in die USA: eine Million und mehr New Yorker und Berge von Konfetti. Niemals zuvor war einem Einzelgänger so etwas zuteil geworden, und das in solchem Maß, dass sein Wort auf Dauer sogar großes politisches Gewicht behielt, am größten, als er von 1939 bis 1941 gegen Roosevelt für Amerikas Neutralität stritt.

Was ist da geschehen? Blitzartig verdichtete sich in Lindbergh die Sehnsucht nach jugendlicher Erneuerung des alten Kontinents, wurde er zum Symbol eines möglichen Auswegs der „verlorenen Generation“. Bote aus dem jungen, kraftvollen, selbstbewußten Amerika. Jung und gutaussehend. Schlicht und einfach: Er tanzte nicht, trank nicht, rauchte nicht. Bescheiden. Er lehnte jede Zuwendung, jedes angebotene Honorar ab. Hauptmann des Weltkriegs. Der Sportsmann, der Held, der Technik und Natur bezwungen hat. Lindbergh: das war ein Modell des neuen Menschen, des modernen Tatmenschen, so gedeutet und beansprucht sowohl von der neuen Linken wie von der neuen europäischen Rechten.

Lindbergh sprach, wenn er sprach, vom Frieden, vom völkerverbindenden Sinn seiner Tat, von der friedensstiftenden Bewältigung der Welt durch die technisch kompetente junge, nicht mehr „verlorene Generation“. Aber wie so viele junge Tatmenschen der Zwischenkriegszeit war auch er gegen die Verlockungen des politischen Radikalismus nicht gefeit. Anders als sein Landsmann Hemingway wandte er sich nach rechts. 1940 veröffentlichte er ein Buch, in dem er den europäischen Faschismus und speziell den Nationalsozialismus sympathisierend als »Welle der Zukunft« dargestellt hat. Wie so viele andere ahnte er nichts von der Kraft der alten liberalen britischen und amerikanischen Demokratie.

### 3. Vorlesung

## Grundprobleme der europäischen internationalen Neuordnung nach dem „Großen Krieg“

Auch in dieser Vorlesung über den Versuch einer Neuordnung der europäischen Staatenwelt nach dem »Großen Krieg«, der im wesentlichen an den Friedensverhandlungen und Friedensverträgen in Paris 1919/20 zu untersuchen ist, müssen wir wieder von allgemeineuropäischen Grundproblemen ausgehen. Wir betrachten diese Probleme also generell und gleichsam von oben, nicht von unten und in einer singulären nationalen Perspektive oder in einer Aneinanderreihung von nationalen Perspektiven. Wenn wir spezifische nationale bzw. einzelstaatliche Fälle dann im einzelnen genauer ansehen, so immer deshalb, weil ein solcher Fall entweder ein allgemeines europäisches Problem dargestellt hat oder sich an ihm ein allgemeines Problem veranschaulichen lässt.

Ich werde also heute und in der nächsten Woche die Probleme in folgender Reihenfolge behandeln, und das notgedrungen möglichst knapp.

Es geht also

- 1) um eine Skizze der nach den Waffenstillständen mit den sogenannten Mittelmächten vom September bis November 1918 gegebenen internationalen Situation mit kurzen rückblickenden Bemerkungen zu deren Ausbildung seit 1914;
- 2) um einen Abriss der prinzipiellen Konfliktlinien sowohl im Lager der Sieger wie zwischen ihm und den Unterlegenen in der Auseinandersetzung um die Grundlagen einer tragfähigen Friedensordnung;
- 3) um die äußerlichen institutionellen und personalen Aspekte der Friedensverhandlungen;
- 4) um das entscheidend wichtige Problem der Einbindung des Deutschen Reiches und der deutschen Nation in eine europäische Neuordnung;
- 5) um das Problem sogenannter Kriegsschuld in Verbindung mit dem Problem der Reparationen und dem der Souveränitätsbeschränkungen;

- 6) um die Problematik nationaler Minderheiten aufgrund der in den Pariser Friedensverträgen veränderten Grenzen bzw. aufgrund der Entstehung neuer, teils nur vermeintlich geschlossener Nationalstaaten in Ost- und Südostmitteleuropa, wobei ich ein Beispiel etwas ausführlicher behandeln will: das Südtirols;
- 7) das Problem des in den Pariser Verhandlungen konstituierten Völkerbunds, der kolonialen Frage und der Abrüstungsvorstellungen zur Friedenssicherung;
- 8) schließlich um einige Andeutungen zur historischen Bedeutung der in Paris versuchten europäischen Nachkriegsordnung.

Über die weiteren politischen sowie über die wirtschaftlichen und sozialen Folgewirkungen wird dann später zu sprechen sein. Ebenso gibt es hier nur Hinweise auf den natürlich wesentlichen Zusammenhang von innenpolitischer Ordnung bzw. Umbrüchen am Ende des »Großen Krieges« sowie in der Zeit der Pariser Verhandlungen und den internationalen Ordnungsversuchen; ich müsste sonst schon zu viel von den Revolutionen in Ost- und Mitteleuropa sagen, denen ja eine eigene Vorlesung gilt.